

# Komparatistik

Jahrbuch  
der Deutschen Gesellschaft  
für Allgemeine und Vergleichende  
Literaturwissenschaft

2022

Herausgegeben im Auftrag des Vorstands  
der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine  
und Vergleichende Literaturwissenschaft  
von Annette Simonis, Martin Sexl und Alexandra Müller

AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2023

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	9
AUFsätze	
Mario Zanucchi (Freiburg/Br.) Dostojewskij transmedial. Robert Wienes Stummfilm <i>Raskolnikow</i> (1923) und Hermann Scherers <i>Raskolnikoff-Mappe</i> (1922) .....	13
Annette Simonis (Gießen) Biodiversität und <i>World Literature</i> . Zur Literarisierung des Artensterbens am Beispiel des Riesenalks .....	41
Helmut Pillau (Heidesheim am Rhein) Der rigide Rationalist und der diskrete Revolutionär. Zu Walter Benjamins Auseinandersetzung mit dem Rationalismus des Stadtplaners Werner Hegemann .....	59
Beatrice Nickel (Bochum) <i>Amor coelestis, amor vulgaris</i> . Ficino und die Folgen .....	75
Alexandra Müller (Gießen) „Wie können Verse mit Acten sich vertragen?“ Reflexion von Büroarbeit in lyrischen Texten .....	97
Dennis Friedrichsen (Aalborg) Breaching the New Weird. Worldbuilding and Atmospheres in China Miéville's <i>The City &amp; The City</i> .....	127
DOSSIER ZU QUICK-RESPONSE ART. HERAUGEgeben VON MARTINA KOPF & SANDRA VLASTA	
Martina Kopf (Mainz/Paris Nanterre) and Sandra Vlasta (Genua) Introduction. Towards Quick-Response Art: Production, Forms and Reception .....	153
Martina Kopf (Mainz/Paris-Nanterre) Quick-Response Literature in French and German Newspapers. The Corona Diaries of Marc Lambron, Leïla Slimani and Thomas Glavinic as Quick-Reception Literature .....	161



Sascha Seiler (Mainz) Watching the Doomsday Clock. Quick-Response Art During the COVID-19 Pandemic. An essay .....	177
Marina Ortrud M. Hertrampf (Passau) French Calais Jungle Narratives or the Emergence of a New Form of Engaged Literature .....	187
Daniel Brandlechner (Wien) "Réagir à chaud". Yanick Lahens' Quick-Response Writing in the Context of Francophone Literature .....	199
Sandra Vlasta (Genua) Aesthetic and Narrative Strategies in Ali Smith's Quick-Response Literature. The Seasonal Quartet (2016-2020) .....	213

#### TAGUNGSBERICHTE

Laura Kisser Blankensee-Colloquium <i>Sketches of Black Europe: Imagining Europe/ans in African and African Diasporic Narratives</i> , March 23-25, 2022, Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL) Berlin .....	225
Magdalena Leichter/Yana Lyapova Autor:innenschaft und/als Arbeit: Zum Verhältnis von Praktiken, Inszenierung und Infrastrukturen um 1800, 1900 und 2000, LFU Innsbruck, 15.-16.09.2022, Hybridtagung .....	233

#### REZENSIONEN

<i>Wortgebunden. Verbindlichkeit von Versprechen in Recht und Literatur</i> (von Nursan Celik) .....	241
Marius Reisener. <i>Die Männlichkeit des Romans. Funktionsgeschichtliche Perspektiven auf Leben, Form und Geschlecht in Romantheorien 1670- 1916</i> (von Riccardo Schöfberger) .....	244
<i>Lesen denken. Lektüre und/als Theorie. Schwerpunktheft Sprachkunst</i> (von Joachim Harst) .....	247

Elisabeth Stadlinger. <i>Carlo Gozzi in Russland. Zur Rezeptionsgeschichte aus zwei Jahrhunderten</i> (von Yana Lyapova) .....	250
Christiane Solte-Gresser. <i>Shoah-Träume. Vergleichende Studien zum Traum als Erzählverfahren</i> (von Magdalena Leichter) .....	256
Sigrid Sigurdsson – <i>Kartographie einer Reise. Geschichtserfahrung im offenen Archiv</i> (von Christoph Benjamin Schulz) .....	260
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren .....	265



Helmut Pillau (Heidesheim am Rhein)

## Der rigide Rationalist und der diskrete Revolutionär

Zu Walter Benjamins Auseinandersetzung mit dem Rationalismus  
des Stadtplaners Werner Hegemann

### I.

Das Verhältnis Walter Benjamins zur Weimarer Republik war kompliziert. Seine zunehmende Orientierung am Marxismus beförderte seine Distanz zur Republik. Das mag auch deswegen überraschen, weil es in der deutschen Geschichte bis dahin kein anderes Staatswesen gegeben hatte, durch dessen Verfassung die bürgerlichen Freiheiten und damit auch diejenigen der deutschen Juden besser garantiert worden waren.<sup>1</sup> In seiner umfangreichen, essayartigen Rezension von Werner Hegemanns Buch *Das steinerne Berlin. Geschichte der größten Mietskasernenstadt der Welt* von 1930 setzt sich Benjamin sehr gründlich mit dem Werk eines Mannes auseinander, den er zu Recht als einen Exponenten der Weimarer Republik vorstellt. Obwohl dieses Buch wie ein historisch fundiertes Plädoyer für einen radikalen Wandel in der verfehlten Baupolitik Berlins anmutet, spiegelt Benjamins Reaktion darauf nicht nur seine Haltung zu Berlin, seiner Heimatstadt, wider, sondern auch zur „herrschenden Ordnung“<sup>2</sup>, also derjenigen der Weimarer Republik.

Bei der Lektüre von Benjamins Text stößt man sehr schnell auf eine Diskrepanz. Einerseits hebt Benjamin die besonderen Qualitäten von Hegemanns Buch hervor, preist es als „Monumentalwerk“ (GS III, 262) oder „Standardwerk“ (GS III, 263). Andererseits bemüht er sich vor allem darum, die Eindimensionalität von Hegemanns Methode, diejenige eines „strengen Rationalismus“ (GS III, S. 260), kritisch ins Licht zu rücken. Diese Diskrepanz erinnert in einem ganz formalen Sinn an eine andere, kurz zuvor entstandene umfangreiche Rezension Benjamins. Er setzt sich dort mit einem Buch des George-Schülers

---

1 Anthony D. Kauders: „Und man könnte noch weiter zurückgehen in die Vergangenheit, um aufzuzeigen, wie wichtig die liberale Demokratie für Deutschlands Juden immer schon gewesen war: im 19. Jahrhundert als Aussicht, irgendwann die gleichen politischen Rechte zu erhalten wie andere Staatsbürger auch; im Kaiserreich als Lebensform, die den mittlerweile zuerkannten Rechten gesellschaftliche Anerkennung hinzufügen würde; oder in der Weimarer Republik als politische Weltanschauung, die als Einzige den aufkommenden Antisemitismus konsequent ablehnte.“ Anthony D. Kauders. *Unmögliche Heimat. Eine deutsch-jüdische Geschichte der Bundesrepublik*. München: Deutsche Verlagsanstalt, 2007, S. 218.

2 Walter Benjamin: *Ein Jakobiner von heute. Zu Werner Hegemanns ‚das steinerne Berlin‘*. In: Walter Benjamin. *Gesammelte Schriften*. Unter Mitwirkung von Th. W. Adorno und G. Scholem herausgegeben von R. Tiedemann und H. Schweppenhäuser. Bd. I-VII. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1974-1989. Hier Bd. 3, S. 260. Die Ausgabe von Benjamins Schriften wird im Text mit „GS“ mit Angabe der Seitenzahl abgekürzt.



Max Kommerell über die Deutsche Klassik auseinander (*Der Dichter als Führer in der Deutschen Klassik*). Der paradoxe Titel dieser Rezension lautet: *Wider ein Meisterwerk*. (GS III, 252-259)<sup>3</sup>

## II.

Dass sich Hegemann zur Weimarer Republik bekennt, geht nach Benjamin eindeutig aus der, zwei Seiten umfassenden Widmung *Dem Andenken von Hugo Preuß* hervor, mit der Hegemann sein Buch eröffnet. Sie gilt einem der profiliertesten Repräsentanten der Weimarer Republik. Benjamin markiert mit knappen Worten seine herausragende Rolle für die Baupolitik Berlins, vor allem aber auch für die Verfassung der jungen Republik. Wie Hegemann Hugo Preuß einschätzt, spiegelt sich Benjamin zufolge am deutlichsten durch das Motto wider, das Hegemann der Widmung voranstellt. Hegemann zitiert dort Worte von Adolf Wermuth, dem letzten Oberbürgermeister von ‚Klein-Berlin‘ und dem ersten Oberbürgermeister von dem 1920 entstehenden ‚Groß-Berlin‘. Wermuth rühmt Hugo Preuß als denjenigen, der die künftige Strategie für die Baupolitik Berlins entworfen habe. Dies sei nach Benjamin auch die Linie, auf der sich Hegemann in seinem Buch bewege. Durch die Nähe Hegemanns zu Hugo Preuß, einem der Väter der Weimarer Verfassung, fällt Benjamin zufolge auch Licht auf die politische Position Hegemanns: „Der Schluß ist nicht zu kühn, daß auch Hegemann ein demokratischer Kopf ist.“ (GS III, 262)

Lehrreich könnte es sein, zunächst einmal Benjamins Rezension bei Seite zu lassen und stattdessen auf den Beginn von Hegemanns Buch, auf den sich Benjamin anfangs bezieht, kurz ins Auge zu fassen. Wie bereits aus der Widmung hervorgeht, verband Hegemann und Preuß vor allem das Anliegen, Berlin endlich aus der Zwangsjacke seiner politisch verordneten territorialen Beschränkung zu befreien und seine Ausdehnung zu ermöglichen.<sup>4</sup> Hegemann wusste aber sehr wohl, welche Widerstände politischer, gesellschaftlicher und bürokratischer Art dabei zu überwinden waren. So kam und kommt es seiner Meinung nach vor

3 Heinrich Kaulen allgemein zum Stellenwert von Benjamins Rezensionen im Kontext seines Oeuvres: „Auch in dieser Hinsicht kommt den Rezensionen und Kritiken kein Sonderstatus zu. Sie sind kein Nebenwerk, sondern ein integraler und konstitutiver Bestandteil von Benjamins Denken, das sich stets in der Auseinandersetzung mit konkreten Gegenständen entfaltet, aber bei diesen Anlässen nicht stehenbleibt, sondern vom Einzelnen und Besonderen aus mit dem analytischen Blick des Theoretikers zentrale theoretische Zusammenhänge erschließt.“ Heinrich Kaulen. *Rehabilitierung der Polemik. Walter Benjamin als Literaturkritiker und Rezensent*. [https://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=14357](https://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=14357).

4 Hegemann: „Was eine wachsende Stadt zu brauchen scheint, sind weniger despotische Aufklärung und aus polizeilicher Einsicht festgelegte Bebauungspläne als vielmehr die Freiheit, sich auszudehnen [...]“ In: Werner Hegemann. *1930. Das steinerne Berlin. Geschichte der größten Mietskasernenstadt der Welt*. Mit einem Vorwort von Walter Benjamin. Braunschweig: Vieweg & Sohn, 1988 (4. Auflage), S. 8. Das Buch wird im Text fernerhin mit „H“ abgekürzt.



allem darauf an, sich auf die Überzeugungskraft der eigenen Reformideen zu verlassen. Schillers Idealismus soll ihn dabei beflügeln: Es ist „der Geist, der sich den Körper baut.“ (H, 8)<sup>5</sup>

Auch später, im Buch selbst, bezieht sich Hegemann einige Male auf Hugo Preuß. Das geschieht etwa, als er eines seiner Lieblingsthemen, eben den Kampf um eine Ausdehnung der Stadt und die damit zusammenhängende Verkehrspolitik erörtert. (H, 288, 299) Besonders erfreut ist er darüber, bei diesen Bestrebungen auch den Verfassungspolitiker Preuß an seiner Seite zu wissen. Diesem war es nach langen politischen Auseinandersetzungen gelungen, einen Artikel, d. h. den Artikel 155, in die neue Reichsverfassung einfügen zu lassen, der die Enteignung von Grundbesitz insbesondere zugunsten der „Befriedigung von Wohnbedürfnissen“ ermöglichte. (H, 236) Benjamin kommt in seiner knappen Charakteristik von Hugo Preuß auf all das nicht zu sprechen. Er erwähnt auch nicht, dass es sich bei Preuß wie auch bei ihm selbst um einen Berliner jüdischer Herkunft handelt.<sup>6</sup>

### III.

Benjamin charakterisiert mit wenigen Worten präzise die politische Kultur der Weimarer Republik. Von „unserer politischen Ordnung“ spricht er zunächst. (GS III, 263) Ob er sich mit dieser Ordnung identifiziert oder nur neutral sein gegenwärtiges politisches Umfeld anzeigt, bleibt offen. Verständnissvoll spricht er jedenfalls von dem „demokratischen Credo“, das auf das „in jedem Sinne Gesetzte [] und Gemäßigte []“ verpflichte. (ebd.) Hegemann gehöre als Demokrat eigentlich in diesen Kontext, zeichne sich aber durch eine gewisse Exzentrizität aus: Benjamin nennt ihn einen „fanatischen Demokraten“ (ebd.) Angesichts der Worte, mit denen Benjamin die demokratische Kultur der Weimarer Republik charakterisiert hat, wirkt diese Kennzeichnung Hegemanns paradox. Einen „demokratischen Fanatismus“ (ebd.) habe es zwar bei den Jakobinern, also in der Französischen Revolution, gegeben, passe aber schwerlich zu einer Demokratie wie derjenigen der Weimarer Republik. Aber eben durch diesen „Anachronismus“ (ebd.) solle sich Hegemann kennzeichnen. Wie zentral diese Eigenart Hegemanns für Benjamin ist, spiegelt bereits der frappante Titel seiner Rezension wider: *Ein Jakobiner von heute*. Hegemanns „ausgeprägteste staatsbürgerliche Bildung“ (GS III, 260) hindere ihn also nicht daran, in der Weimarer Republik wie ein Jakobiner zu agieren. Benjamin vergleicht ihn sogar

<sup>5</sup> Das Zitat Hegemanns stammt aus Schillers Stück *Wallensteins Tod*, V. 1813. (Wallenstein versucht sich mit dieser Maxime in einer verzweifelten Lage selbst aufzumuntern.)

<sup>6</sup> Der 1860 in Berlin geborene und 1925 dort gestorbene Preuß wurde 1906 Professor an der Handelshochschule Berlin, später ihr Rektor, war Stadtverordneter, wurde nach der Novemberrevolution von 1918 Staatssekretär im Innenministerium und später, nur für fünf Monate, Reichsinnenminister. Er lehnte es ab, seiner jüdischen Religion zugunsten der Karriere zu entsagen.



mit Robespierre, der sich durch „seine unbestechliche Witterung für Korruption, seine weltfremde Lauterkeit“ (GS III, 263) ausgezeichnet habe. An diesem Punkt wird es für Benjamin möglich, mit seiner Kritik an der Vorgehensweise Hegemanns einzusetzen. Wie sein Vergleich mit Robespierre, einem Advokaten von Hause aus, zeigt, sieht er in Hegemann jemanden, der seine durchaus rationalen Ziele ohne ein rechtes Verständnis für den geschichtlichen Kontext der veränderungswürdigen Dinge verfolgt. Ein gleichsam idealistischer Impetus würde ihn demnach – worauf sein Schiller-Zitat hinzudeuten scheint – mit Robespierre verbinden. Ein Idealist sei aber blind dafür, dass er mit seinem allein normativ orientierten Handeln in Wirklichkeit den materiellen Interessen verborgener gesellschaftlicher Mächte diene. Über den nötigen Durchblick für solche Hintergründe solle aber nach Benjamin der „historische Materialismus“ (ebd.) verfügen.

Benjamin wirft Hegemann vor, bei seiner Kritik an den Missständen, der inhumanen Wohnsituation in Berlin, der Sache nicht auf den Grund zu gehen. So meint Benjamin von Hegemanns Werk, dass es sich zwar um ein „durch und durch“ kritisches Werk handele, „aber in keinem Sinne entlarvendes“. (ebd.) Zu entlarven bedeutete hier, sich von der konformen Auffassung zu verabschieden, dass ein bauliches und soziales Missgebilde wie die Mietskaserne innerhalb der bestehenden politischen Ordnung mit pragmatischen Mitteln beseitigt werden könnte. So würde der Blick dafür frei werden, dieses Gebilde – wie es raunend heißt – als Produkt von „konkreten wechselnden Kräften“ (GS III, 263) zu identifizieren, welche die Politiker insgeheim determinieren. Diese Kräfte gälte es aufzuspüren und zu bekämpfen, um die Missstände im Wohnungswesen ein für alle Mal zu überwinden.

Wenn Hegemann nun, wie Benjamin registriert, zu einer besonders schrillen und penetranten Kritik neige, so zeuge dies von einer gewissen Hilflosigkeit seines Ansatzes. Er entdeckt bei Hegemann Züge des „Querköpfigen“ (ebd.), schreibt ihm sogar „die Rolle des Querulanten beim Weltgericht“ zu. (GS III, 261) Aus der Sicht Benjamins ist dies darauf zurückzuführen, dass Hegemann da noch wie ein Idealist verfährt, wo er unter dem Druck der Realität eigentlich wie ein Materialist hätte verfahren müssen.

#### IV.

Aus der Sicht Benjamins reicht also das anklägerische Engagement Hegemanns nicht aus, um dem, was in Berlin schief läuft, wirklich beizukommen. Trotzdem kann Benjamin als bewusster Bürger Berlins den Ärger Hegemanns über andauernde Missstände in Berlin gut verstehen. Auch erregt er sich als „geschundener Steuerzahler“ (GS III, 261) darüber, wie inkompetent die Verwaltung mit den akuten Problemen der Stadt umgeht. Die Diskrepanz zwischen dem, was die Verwaltung tut, und dem was die Bürger brauchen, scheint dieser Stadt eingeboren zu sein. Hegemann führt dies darauf zurück, dass die anfängliche Selbstverwaltung der Stadt durch die Hohenzollern systematisch ausgeschaltet wurde. (H, 25, 315, 106, 107) Benjamin erwähnt kurz ihre verhängnisvolle Rolle



für das Wohnungswesen in Berlin. Sie waren dafür verantwortlich, dass sich das „Kasernenwesen“ auf die „Zivilbevölkerung“ (GS III, 262) ausdehnte. Die Missgeburt der Mietskaserne kam so auf die Welt. Das Versagen der Verwaltung in der Stadt passierte demnach nicht nur gelegentlich, sondern war chronisch. Die Beamten legten im Umgang mit den Bürgern oft eine arrogante Gleichgültigkeit an den Tag, in der noch das absolutistische Regime vergangener Zeiten fortzuleben schien. Resigniert stellten sich die Berliner darauf ein, es hier mit einer „ewigen Geschichte“ bzw. einer permanenten „Skandalgeschichte“ (GS III, 261) zu tun zu haben.<sup>7</sup> Sie entwickelten eine Routine darin, sich lauthals über eklatante Missstände zu erregen. Da ging es etwa über den übermäßigen Profit der „Millionenbauern“, den diese durch den Verkauf eines künstlich knapp gehaltenen Baulandes erzielen konnten. (GS III, 262) Oder es ging um die „stinkende Öde der drei Höfe“ (ebd.), die sich hinter den prächtigen Fassaden der Vorderhäuser verbarg. Indem der Protest gegen solche Missstände, insbesondere aber gegen die Wohnungsnot, zum Ritual wurde, festigte er eher die herrschenden Zustände statt diese ernsthaft anzutasten. So zuverlässig diese Kritik auch wegen der „sprichwörtlichen Kritiklust der Berliner“ (GS III, 260) funktionierte, so kurzatmig blieb sie doch auch aus der Sicht Benjamins.

Benjamin konzentriert sich darauf, die Schranken von Hegemanns Umgangsweise mit den desolaten Wohnverhältnissen in Berlin aufzuzeigen. Deswegen lässt er bestimmte Aspekte von Hegemanns Buch bei Seite, die für seine methodologische Fragestellung irrelevant sind. Indem nun in einem kurzen Exkurs das zur Sprache kommen soll, was bei Benjamin ausgespart bleibt, können nicht nur die spezifischen Akzentsetzungen Hegemanns, sondern vor diesem Hintergrund auch die Konturen von Benjamins eigenem Ansatz etwas deutlicher hervortreten.

Benjamin erwähnt zwar nebenbei eine Studie Hegemanns über die preussischen Könige, verfolgt aber diese Linie nicht weiter. (ebd.) Auffällig ist schon, wie Hegemann in seinem Buch den prominentesten der preussischen Könige nennt. Entweder setzt er die Zusatzbezeichnung für diesen König: „der Große“ in Anführungszeichen oder er begnügt sich wie später in der DDR üblich mit der Bezeichnung „Friedrich II.“. Große Mühe gibt er sich damit, den Nimbus dieses Königs zu demontieren. Er zitiert etwa den Dichter Johann Wilhelm Gleim, einen Dichter der Aufklärung, der den König einen „bösen Geist“ nennt. Dieser habe nämlich Berlin um den „Ruhm eines deutschen Athens“ gebracht. (H, 109) Die Heroisierung dieses Königs, die nach seinem Tode einsetzte und sich in Entwürfen zu monumentalen Denkmälern niederschlug, habe bis heute ein „nüchternes politisches Denken“ in Deutschland behindert. (H, 159) Diese

---

<sup>7</sup> Diese Probleme sind aktuell geblieben. Das zeigen im Herbst 2021 das schlechte Funktionieren des neuen Flughafens und das organisatorische Desaster bei einer vielfachen Wahl – zugleich für die Bezirksparlamente, das Abgeordnetenhaus und den Bundestag. Hinzu kam die Abstimmung über die Frage der Enteignung von Wohnungskonzernen. Wenn der ehemalige Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit angesichts dieses Desasters allgemein von der Notwendigkeit einer „Revolution“ in der Berliner Verwaltung spricht, so deutet dies auf eine strukturelle Problematik hin.



fatale Rolle für die Entwicklung Preußens und Deutschlands konnte der König Hegemann zufolge auch deswegen spielen, weil er sich einseitig an Frankreich orientierte. Es ist despektierlich gemeint, wenn Hegemann vom „französischen Friedrich II.“ (H, 146) spricht. Er zitiert etwa das Testament des Königs von 1752, in dem dieser eine Übereinstimmung der Interessen Preußens und Frankreichs beim Kampf gegen das Reich und den Kaiser konstatiert. (H, 38) Diese Orientierung zeigte sich nicht nur in der Politik, sondern auch im Bauwesen. Paris mit seiner territorialen Enge und seinen relativ hohen Häusern wurde zum Vorbild für diesen preußischen König. Da er auf einer kleinen Fläche in Berlin möglichst viele Bauten errichten wollte, musste die Mietskaserne entstehen. So rühmt Hegemann Friedrich II. ironisch als „Vater der Berliner Mietskaserne.“ (H, 177) Auch bei den repräsentativen Bauten orientierte sich der König fataalerweise, wie Hegemann meint, an Frankreich und der „bereits versunkene[n] Welt des jungen Ludwigs XIV.“. Dies führte dazu, dass die Entwicklung einer spezifisch deutschen Baukunst behindert wurde: „Der größte Gegner der neuen deutschen Baukunst war Friedrich II.“ (H, 128) Hegemann räumt allerdings ein, dass sich zumindest der Architekt Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff mit seinen Ideen zur Errichtung des Opernhauses in dem Boulevard „Unter den Linden“ durchsetzen konnte. Friedrich II. musste nach Hegemann erst sterben, damit eine deutsche Baukunst von europäischem Rang möglich wurde. Hegemann denkt dabei an Karl-Friedrich Schinkel und hebt besonders das Schauspielhaus am Gendarmenmarkt hervor.

Für die Ausrichtung Preußens an Frankreich ist allerdings, wie Hegemann zeigt, nicht nur dieser König verantwortlich. Ein längeres Kapitel seines Buches trägt den Titel: „Der ‚Große‘ Kurfürst macht Berlin zu einer Festung Frankreichs“. (H, 38-42) Auch bei diesem Vorgänger Friedrichs II. setzt also Hegemann das Attribut „groß“ in Anführungszeichen. Um seine politischen Aspirationen im Reich und gegenüber Schweden verfolgen zu können, machte sich dieser Herrscher finanziell abhängig von Ludwig XIV. Der Preis dafür war u. a., dass er den Verlust von Gebieten am westlichen Rand des Reichs (Straßburg, das Elsass) tolerierte. (H, 41) Der Historiker Otto Hintze nennt den Großen Kurfürsten in seinem Standardwerk *Die Hohenzollern und ihr Werk* lapidar einen „Pensionär Ludwigs XIV.“<sup>8</sup>

Wie wenig die deutsche Baukunst auch unter diesem preußischen Herrscher geschätzt wurde, spiegelt sich nach Hegemann in der Zurücksetzung von Andreas Schlüter wider. Immerhin konnte sich dieser Architekt aber mit Teilen des Berliner Schlosses und dem Bau des Zeughauses bewähren.

Indem Hegemann gegen die starke Orientierung Preußens an Frankreich polemisiert, zeichnet sich eine prononciert nationale Akzentsetzung in seinem Buch ab. Er wirft den preußischen Herrschern vor, ihr eigenes Staatswesen auf Kosten des Reiches und des Kaisers stärken zu wollen. In dem Maße wie er Preußen in dieser Hinsicht kritisiert, streicht er auf der anderen Seite England und insbesondere London als Alternative heraus. Während das Wohnungswesen in

8 Otto Hintze. *Die Hohenzollern und ihr Werk*. Berlin: Paul Parey, 1916 (9. Auflage), S. 239.



Berlin wegen einer übermäßigen, im absolutistischen Geiste erfolgenden Regulierung tendenziell inhumane Züge annimmt, vermag es sich in London relativ ungezwungen zu entwickeln. Möglich wird dies nach Hegemann deswegen, weil London im Unterschied zu Berlin eine relative politische Autonomie genießt. (H, 342) Was der Freiherr vom Stein Anfang des neunzehnten Jahrhunderts durch seine Verwaltungsreformen erreichen wollte: Die kommunale Selbstverwaltung war in London schon Realität. Hegemann meint, dass Berlin unter dem ersten preußischen König Friedrich Wilhelm I. eigentlich aufhörte, „eine Stadt zu sein.“ (H, 106) Die Stadt schrumpfte nach den Worten von P. Clausewitz, die Hegemann zitiert, zu einem „Verwaltungsbezirk, der durch ein staatliches Steuersystem, die Akzise, abgegrenzt wurde.“ (ebd.) Die preußischen Herrscher fürchteten sich davor, dass die Stadt allzu groß und selbstständig wurde. (H, 342) Deswegen hinderte man sie allzu lange daran, sich im Sinne ihrer Bedürfnisse über die starr fixierten Stadtgrenzen hinaus wie London auszuweiten. Dort konnten anstelle der Mietskasernen die für London typischen, unendlich expandierenden Areale mit den kleinen Einfamilienhäusern und ihren Gärtchen entstehen.

Benjamin erwähnt zwar kurz, wie gut Hegemann über die „Planung öffentlicher Anlagen in amerikanischen Städten“ (GS III, 260) Bescheid wusste. Darüber hinaus interessiert sich aber der (frankophile) Benjamin nicht weiter für diese Tendenz von Hegemanns Buch: die scharfe Kritik des Autors an der Präferenz Preußens für Frankreich und seine entsprechende Favorisierung des angelsächsischen Modells. Preußen war Hegemann, plakativ formuliert, zu französisch und zu wenig deutsch. Dass man die Dinge auch ganz anders sehen kann, zeigt das Buch des in Cambridge lehrenden, aus Australien stammenden Historikers Christopher Clark über Preußen. Im Vorwort formuliert er vorgehend eine zentrale These seines Buches: „Die Wahrheit ist, dass Preußen ein europäischer Staat war, lange bevor es ein deutscher Staat wurde. Deutschland [...] war nicht die Erfüllung Preußens, sondern sein Verderben.“<sup>9</sup>

## V.

Benjamin reagiert zwiespältig auf Hegemanns Buch. Auch wenn er die Intentionen des Reformers prinzipiell gutheißt, so stört ihn doch, wie sehr diese Intentionen die Sprache des Autors beherrschen. Diese steckt in der Zwangsjacke einer offensiven Rationalität. Der starke Wille des Reformers, die Dinge zu ändern, dämpft sein Interesse, sich ganz auf sie einzulassen. Der Schwerpunkt von Hegemanns Arbeit liegt demnach eher darauf, die Dinge rational in den Griff zu bekommen, als darauf, ihnen Aufmerksamkeit zu schenken. Durch die Stringenz der Gedanken erledigt sich anscheinend die sinnliche Wahrnehmung. Dass Hegemann der Ratio alles, eben auch auf Kosten der Dinge, zutraut, meint Benjamin an Hegemanns forciertem Argumentation ablesen zu können. Sein

<sup>9</sup> Christopher Clark: *Preußen. Aufstieg und Niedergang*. München: Deutsche Verlagsanstalt 2007, S. 13.



Unbehagen an Hegemanns Diktion bringt Benjamin zum Ausdruck, indem er den Mangel an „Ventilation“ (GS III, 264) beklagt. Die dauernde Anspannung eines (Besser-)Wissens, die zum negativen Stress zu werden droht, sollte von Momenten einer rezeptiven Unwissenheit abgelöst werden. Dabei könnte bewusst werden, wie die Sicherheit des Wissens zur Entfremdung von den Dingen geführt hat. Dieser freiwillige Blackout erwiese sich als ein heilsames Atemschöpfen. Inwiefern eine solche Skepsis gegenüber der Eigendynamik der Gedankenbewegung für Benjamins Denkweise konstitutiv ist, zeigt eine Stelle aus der „Erkenntnistheoretischen Vorrede“ zu seiner Habilitationsschrift *Ursprung des deutschen Trauerspiels*. (1925 fertiggestellt, 1928 bei Rowohlt veröffentlicht) Was er dort über die Methode des Traktats sagt, scheint auch Licht auf seine eigene Denkweise, diejenige eines produktiven Grüblers, zu werfen:

Verzicht auf den unabgesetzten Lauf der Intention ist sein [des Traktats] erstes Kennzeichen. Ausdauernd hebt das Denken von neuem an, umständlich geht es auf die Sache selbst zurück. Dies unablässige Atemholen ist die eigenste Daseinsform der Kontemplation. (GS I, S. 208)

Wenn sich der Gedanke allein seiner Kontinuität verpflichtet fühlt, droht er sich in seine eigene Sphäre einzuschließen und sich den Dingen zu entfremden. Die Diskontinuität demgegenüber würde augenöffnend wirken, also die vermeintlich bewältigten Dinge wieder ins Blickfeld treten lassen. Es könnte von einer anti-idealistischen Dialektik insofern gesprochen werden, als hier das Anderssein des Gedankens nicht wie bei Hegel zu einer (assimilierenden) Bereicherung des Gedankens, sondern gerade umgekehrt zu einer Desavouierung seiner Hegemonie führt. Konfrontiert mit der Sache, die er gedanklich bezwungen hat, hält der produktive Grübler in seinem Denken inne und wendet sich wieder der Sache zu. Ihr Vorrang wird restituiert.

Wie skeptisch Benjamin gegenüber der Kontinuität der Gedankenbewegung ist, zeigt auch eine Stelle aus seinen *Denkbildern*: „Nicht der Fortgang von Erkenntnis zu Erkenntnis ist entscheidend, sondern der Sprung in jeder einzelnen Erkenntnis.“ (GS IV,1, 425) Die Entscheidung, der Kontinuität der Gedankenbewegung den Vorrang einzuräumen, bedeutete, das Band zwischen dem Gedanken und den Dingen endgültig zu kappen. Das, was den einzelnen Gedanken einzigartig machte, droht durch die Kontinuität der Gedankenbewegung nivelliert zu werden. Der Gedanke erweist sich mit seiner Eigendynamik als Konkurrent und nicht als Freund der Dinge.

Wie Benjamin registriert, beharrt Hegemann aber gerade auf dieser Kontinuität und damit auch auf dem Primat des Gedankens. Da Hegemann nur das sieht, was er zuvor gedacht hat, aber nicht das, was mit dem Gedanken divergiert, sieht er eigentlich gar nicht. Diese Blindheit entpuppt sich als die Kehrseite des Triumphes, das Gesehene gedanklich bezwungen zu haben. Benjamin möchte damit – nicht ohne Respekt – auf die eigentümliche Schwachstelle des „Aufklärers“ (GS III, 261, 263) Hegemann aufmerksam machen. Dabei soll es sich Benjamin zufolge nicht um eine bloß individuelle Schwäche handeln, sondern um das charakteristische Merkmal einer geistigen Tradition, die ihre Wurzeln in



der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, also in der Epoche der Aufklärung, habe: „Sein Stammbaum hat seine Wurzeln in den knorrigsten, originellsten, aber auch blicklosesten Subjekten, die um die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den norddeutschen Boden bevölkerten.“ (GS III, 265)

Benjamin empfiehlt die „historische Physiognomie“ (GS III, 265) als Alternative zu diesem unsinnlichen Rationalismus. Aus der Einsicht in die impliziten Verkürzungen des Rationalismus kommt die sinnliche Anschauung zu Ehren. Statt das Phänomen sogleich in allgemeine Zusammenhänge einzuordnen, widmet man sich seiner sinnlichen Gestalt. Nebenbei, in seinem für Kinder gedachten Text über das „dämonische Berlin“, kommt Benjamin auch auf den „Physiognomiker“ zu sprechen. Dieser sei weniger ein „Seher als ein Anseher“. (GS VII, 89) Beim Sehen dominiert der Sehende gegenüber dem Gesehenen; beim Ansehen gewinnt dagegen das Gesehene eine Autonomie gegenüber dem Sehenden.

Wenn sich Benjamin übrigens dem „Aufklärer“ Hegemann annähert, so verfährt er auch als Physiognomiker. Er nimmt die „scharf geschnittenen Gesichtszüge“ (GS III, 264-265) Hegemanns in den Blick, um anschließend dessen Geistesart zu charakterisieren.

Der Begriff soll also nach Benjamin nicht mehr über das Phänomen herrschen, sondern diesem, seiner Eigentümlichkeit, dienen. Diese gleichsam materialistische Pointe erinnert an eine prägnante Formulierung von Karl Marx in seiner *Kritik der Hegelschen Staatsphilosophie* von 1841/42. Kritisch gegen Hegel und seine „Logik“ gerichtet, fordert er, dass die „Sache der Logik“ von der „Logik der Sache“ abgelöst werden müsse.<sup>10</sup>

Die „historische Physiognomie“ möchte das Unrecht wieder gut machen, das vergangenen Zeiten durch eine gegenwartszentrierte Teleologie der Geschichte angetan wurde. Wenn man einer Wirklichkeit ihr Nichtmehrsein bescheinigt, so geht dies nach Benjamins Meinung in der Regel mit der Weigerung einher, sich ganz auf diese Wirklichkeit einzulassen. Man entsorgt, um freie Hand zu bekommen. Dem Heute müsste demnach der Hochmut ausgetrieben werden, sich automatisch unter dem Vorzeichen des Fortschritts ins Morgen auszudehnen. Dass diese Automatik gebrochen wird, nennt Benjamin einen „moralischen Vollzug“. (GS III, 264) Der „Genius der Geschichte“, der Hegemann nach Benjamin gerade fehlt, hätte ihn jedenfalls vor einer „überhitzten Aktualität“ (ebd.) bewahren können.

Das Interesse eines Zeitgenossen an der Vergangenheit ergibt sich aber Benjamin zufolge nicht aus einem Desinteresse an der Gegenwart, sondern gerade umgekehrt aus einem brennenden Interesse an ihr. Er muss vorbehaltlos wie ein Journalist in seine eigene Zeit eintauchen, um die Vergangenheit als Alternative zur fragwürdig gewordenen Gegenwart in den Blick zu bekommen. Benjamin in seiner Rezension von Max Kommerells Buch über die Deutsche Klassik: „Dies Heute mag dürftig sein, zugegeben. Aber es mag sein wie es will, man muß es fest bei den Hörnern haben, um die Vergangenheit befragen zu können.“ (GS III, 259) Der Hegemonie des Heute ist demnach nicht durch eine Flucht in die

<sup>10</sup> Karl Marx. *Kritik der Hegelschen Staatsphilosophie*. In: Karl Marx, Friedrich Engels. *Werke*. Band 1, Berlin: Dietz, 1969, S. 216.



Vergangenheit, sondern nur durch die rücksichtslose Vertiefung ins Heute beizukommen. Der engagierte Zeitgenosse entdeckt, dass er erst über den Umweg der Vergangenheit in das verborgene Herz der Gegenwart vorzustößen vermag. Benjamin kritisiert das Buch Kommerells eben deswegen, weil er dort diese Dialektik vermisst. Nicht die rücksichtslose Vertiefung in die eigene Zeit brachte Kommerell dazu, sich der Deutschen Klassik zuzuwenden, sondern ein vornehmer Ekel an der eigenen Zeit. Die Erhöhung dieser Geistesepoche zu einer überzeitlichen Instanz sollte dazu verhelfen, sich innerlich über die als deprimierend empfundene eigene Zeit zu erheben. Was womöglich zukunftssträchtig am Vergangenen war, wurde auf diese Weise sterilisiert.

Wenn sich dagegen Hegemann der Geschichte zuwendet, so nur, um sie einem dominanten Heute zu unterwerfen. So bleibt das Heute in seiner Permanenz stecken.

## VI.

Benjamin bescheinigt Hegemann die Vernünftigkeit seiner Reformprojekte, fragt aber zugleich nach den Implikationen dieser Vernünftigkeit. Die imponierende Geradlinigkeit Hegemanns wird aus seiner Sicht dann problematisch, wenn sie zur Rechtfertigung dazu dient, nicht mehr nach rechts und links zu schauen. Benjamin möchte dagegen all das in den Blick nehmen, was Hegemann wegen der möglichen Verengung seines Blickfeldes entgeht. So protestiert er wie Hegemann gegen die Erbärmlichkeit der Wohnverhältnisse, welcher die Bewohner der Berliner Mietskasernen ausgesetzt sind, wehrt sich aber dagegen, das Leben dieser Menschen ganz darauf zu reduzieren. Sie können ihm zufolge trotz dieser räumlichen Enge deswegen frei atmen, weil darüber hinaus noch anderes für sie relevant ist. Man könnte von einer säkularen Transzendenz sprechen, welche diese Menschen davor bewahrt, ganz von der Immanenz ihrer Wohnsituation absorbiert zu werden. Die Tendenz des progressiven Stadtplaners, sie allein im Lichte dieser Situation zu sehen, entpuppt sich aus der Sicht Benjamins als das Bestreben, sie durch Fürsorglichkeit ganz in die Hand zu bekommen. So leiden sie zwar unter dieser Situation, leben aber wesentlich von dem, was darüber hinausgeht. Benjamin führt in diesem Zusammenhang „Boden“, „Klima“, „Sitten“ und „Sprache“ an. (GS III, 264.) Es handelt sich dabei um subpolitische Faktoren, die zwar für die Politik direkt keine Rolle spielen, aber doch über ihren Erfolg entscheiden. Benjamin wählt dafür auch allgemeine Formulierungen wie „verborgene Rückseite“ oder „das unbewußt Gelebte“. (ebd.) Offen bleibt dann die Frage, ob Faktoren, die sich der politischen Intention entziehen, überhaupt jemals durch das politische Handeln eingeholt werden können.

An dieser Stelle stößt man auf den für Benjamins Denken charakteristischen Punkt, da sich die Konzentrierung auf das Überschaubare, wie es die Politik verlangt, als Ignoranz gegenüber den entscheidenden, existenziellen Fragen erweist und die Wende zum Besseren nur noch als Zusammenbruch, also unter einem apokalyptischen Vorzeichen, vorstellbar wird.



Benjamin wehrt sich dagegen, die skandalöse Lebenssituation der Menschen in den Mietskasernen allein nach den Kriterien wohlstauer Bürgerlichkeit zu beurteilen. Geradezu provokativ wirkt es, wenn er in diesem Zusammenhang von einem „benedikten Dasein“ (ebd.) spricht. Diejenigen, die sich in dieser desolaten Wohnsituation befinden, sind im Unterschied zu den saturierten Bürgern nicht auf die bestehenden Verhältnisse fixiert. Deswegen öffnen sie sich für eine Zukunft, vor der sich die Wohlversorgten abschirmen. Sie sind als Opfer der Verhältnisse zugleich selbstbewusst und deswegen dazu prädestiniert, ihren Opferstatus zu überwinden. Wer sie wie Hegemann bloß als Opfer sieht, denen geholfen werden muss, möchte sie nur bevormunden. Vielleicht schwebte Benjamin hier das marxistische Konzept des Proletariats vor. Da sich im Proletariat die Negativität der herrschenden Verhältnisse auf optimale Weise manifestiert, wächst ihm auch die alleinige Kompetenz zu einer Umwälzung dieser Verhältnisse zu.

Benjamin überrascht auch damit, dass er etwas Schönes an den Verhältnissen entdeckt, in denen die Bewohner der Mietskasernen leben. Diese Schönheit kann aber erst dann wahrgenommen werden, wenn die Verhältnisse nicht mehr nur im Lichte des Fortschritts gesehen werden. Unabhängig davon geworden, bloß als Aufgaben für eine progressive Baupolitik zu gelten, können sie als solche, in ihrer Eigentümlichkeit, wahrgenommen werden. Benjamin führt dafür Goethe als Gewährsmann an: „Es sei wie es wolle, es war doch so schön.“ (ebd.). Über Vergangenes vom Standpunkt der Gegenwart zu urteilen, bedeutet für Goethe wie auch Benjamin gerade nicht, es zu gewinnen, sondern es zu verlieren. Mit diesem Verlust wollen sie sich nicht abfinden. Als schönes behauptet sich das Ding gegenüber seiner rationalen Identifikation.

Auf die proletarischen Berliner kommt Benjamin unter dem Titel „Zille-Berliner“ (ebd.) zu sprechen. Er hat dabei die Zeichnungen und Bilder Heinrich Zilles vor Augen, der sich humorvoll den Leuten aus dem proletarischen Milieu zuwendet. Benjamins Sichtweise ist aber nicht diejenige des „flanierenden Snobs“ (ebd.) aus dem Westen Berlins, der sich an den pittoresken Zügen dieser Menschen weidet. Er treibt vielmehr diesen Zügen das Pittoreske aus und deutet sie stattdessen als Merkmale einer selbstbewussten Eigenart dieser Berliner. Im Bewusstsein ihrer gesellschaftlichen Randstellung entwickeln sie ein stolzes Selbstverständnis. Ihre „Sitten“ mögen zwar von den Bessergestellten belächelt werden, stärken ihnen aber auch den Rücken. Lapidar erwähnt Benjamin in diesem Zusammenhang schließlich ihre „Sprache“. Mit Sicherheit dachte er dabei an den Berliner Dialekt, der ihm, wie der Text *Der Dialekt aus den Rundfunkgeschichten für Kinder* (GS VII,1,68-74) zeigt, besonders am Herzen liegt. Der Dialekt und der Witz des Berliners sind für ihn eins. Mithilfe des Witzes, auch des Sprachwitzes, wird es dem proletarischen Berliner zumindest für Augenblicke möglich, das Bedrückende seiner Lebensverhältnisse abzuschütteln. Auch vermag er damit die kulturelle Hegemonie der Wohlstauer zu neutralisieren, die ihn zu lähmen droht. Wie hohl diese Hegemonie eigentlich ist, enthüllt der Witz blitzartig.

Wenn Benjamin in Abgrenzung zu Hegemanns Sichtweise einen zweiten Blick auf die Berliner Mietskasernen und ihre Bewohner wirft, so geht es ihm



dabei nicht um eine Rehabilitation. Im Gegenteil! Er kommt in seiner Rezension auf Versuche zu sprechen, die Mietskaserne und das Leben darin schönzufärben. Kurz erwähnt er die zynische These des Historikers Heinrich von Treitschke. (GS III, 261). Dieser meinte, dass die Bewohner der Mietskaserne in der Enge ihrer Wohnungen leichter zu Gott finden könnten als andere. Die Argumentation des Baurats James Hobrecht in seinem Buch *Über die öffentliche Gesundheitspflege* von 1868 war ernster zu nehmen. (ebd.; H, 232-233) Er überlegt, inwiefern die Mietskaserne mit ihrer Verschachtelung repräsentativer Vorderhäuser und armseliger Hinterhäuser wünschenswerte gesellschaftspolitische Nebenwirkungen haben könnte. Da in den Vorderhäusern zumeist wohlhabendere und den Hinterhäusern ärmere Leute wohnten, könnte es wegen der unvermeidlichen Kontakte unter ihnen zumindest tendenziell zu einer sozialen Durchmischung kommen. Benjamin zitiert, wie sich Hobrecht diese Durchmischung im sentimentalischen Stil von Courts-Mahler detailliert ausmalt. (ebd.) Dass die Mietskaserne, die doch wie kein anderes Bauwerk die Spaltung der Gesellschaft beförderte, gerade zur Überwindung dieser Spaltung beitragen sollte, hält Hegemann für eine „sozialpolitische Quacksalberei“ (H, 233). Das meint auch Benjamin.

Um die säkulare Transzendenz, die den Menschen einen Abstand gegenüber den Bedrängnissen ihrer unmittelbaren Umwelt verschafft, weiter zu veranschaulichen, führt Benjamin stichwortartig auch die „Kindheit der Städter“ (GS III, 265) an. Ihm dürfte dabei das Projekt seines eigenen Buches *Berliner Kindheit um neunzehnhundert* vorgeschwebt haben, dem er sich wenig später, d. h. zunächst von 1932 bis 1934, zuwendet. Außerordentlich ist diese Vergangenheit für ihn deswegen, weil sie wegen ihrer unverminderten Präsenz ständig in Widerstreit liegt mit der rationalen Ordnung der Zeit, der ‚Chronologie‘. Was durch seine Gegenwärtigkeit absolute Priorität besitzt, wird durch die Erinnerung an die Kindheit entthront. Deswegen verhilft diese Erinnerung dazu, von der fertigen Welt mit ihren Ordnungen und Festlegungen nicht vollends in Beschlag genommen zu werden. Die offiziell postulierte Einheit von Sozialisierung und Selbstfindung zerfällt in dem Maße, wie die Verluste der Sozialisierung zutage treten. Benjamin resümiert, dass sich die „Kindheit des Städters“ und all die anderen Erfahrungen, die über die bedrängte Wohnsituation hinausweisen, zu „unverlierbaren Substanzen“ (ebd.) verdichten.

Generell geht es ihm darum, die übliche Hierarchisierung von Gegenwart und Vergangenheit zugunsten einer Zukunft aufzubrechen, die nicht nur Perpetuierung der Gegenwart mit ihren Verdrängungen wäre. Man müsste die Vergangenheit erlösen, die in ihr verkapselte Zukunft entbinden, um den Panzer der eigenen Identität aufzusprengen. Damit würde sich auch herausstellen, wie begrenzt die Mittel sind, die in der Gegenwart zur Lösung brisanter gesellschaftlicher Probleme zur Verfügung stehen.



## VII.

Während Benjamin das Reformprojekt Hegemanns und indirekt damit auch die „herrschende Ordnung“ (GS III, 263) eher behutsam hinterfragt, stellt er gegen Ende seiner Rezension dieses Projekt und die „herrschende Ordnung“ grundsätzlich in Frage. Er führt vor Augen, wie explosiv im Grunde die Lage der Menschen ist, die in den Mietskasernen eingepfercht sind. Das, was nur ‚im Grunde‘ ist, tritt plötzlich an die Oberfläche. So nimmt Benjamin den extremen Punkt ins Visier, da sich diese Menschen nicht mehr mit der Aussicht auf Verbesserungen vertrösten lassen. Während ihre Notlage für Reformer wie Hegemann nur ein „abstraktes Negativum“ (GS. III, 265) ist, erfahren sie diese Missstände am eigenen Leibe. Ihrer Erfahrung nach handelt es sich auch bei den besten Reformprojekten nur um Ablenkungen vom eigentlich gebotenen Eingreifen. Die Theorie müsste in die Praxis umschlagen, um glaubwürdig zu sein.

Wie auch andere Texte Benjamins vom Ende der zwanziger Jahre bis zum Anfang der dreißiger Jahre zeigen, stört er sich zunehmend an der politischen Unverbindlichkeit vorgeblich progressiver Theoretiker. Auffällig ist etwa, wie oft er damals gereizt auf die Intellektuellen reagiert, die er mit einem ironischen Unterton „die Geistigen“ nennt. Sie sehen die gesellschaftlichen Konflikte klarer als alle anderen, leiten aus dieser Klarsicht aber nur ihr Recht auf eine exklusive Stellung innerhalb der Gesellschaft ab. Diese Diagnose bringt Benjamin in seiner Rezension eines Buches von Kurt Hiller dazu, „das Dasein der Geistigen“ als „Symptom“ von „pathologischen Stauungen innerhalb der Gesellschaft“ zu bezeichnen. (*Der Irrtum des Aktivismus*, GS III, 352) Als pathologisch gilt ihm auch die Melancholie von Linksintellektuellen, die, wie er in seiner Rezension eines Buches von Erich Kästner schreibt, dadurch entsteht, dass sie gesellschaftliche Missstände auf eine sterile Weise, also ohne praktische Konsequenzen, kritisieren. (*Linke Melancholie*, GS III, 279-283) In seinem Vortrag *Der Autor als Produzent* (1934 in Paris gehalten) meint er zu wissen, wie ein Autor davon freikommt, „sich als ‚Geistiger‘ auszugeben.“ Sobald der Autor über seine Rolle im „Produktionsprozeß“ Bescheid wisse, überwinde er auch den Dünkel eines „Geistigen“. (GS II, 2, 701) All das läuft stillschweigend auf die gewagte These hinaus, dass die Intellektuellen bzw. die „Geistigen“ erst durch ihre Selbstaufhebung zugunsten einer nunmehr allmächtigen Gesellschaft legitim werden. Diese „linke“ Problematisierung der gesellschaftlichen Rolle von Intellektuellen irritiert auch deswegen, weil sie genauso gut auch von „rechts“ kommen könnte.

Dem „dialektischen Materialismus“ (GS III, 265) liegt die historische Erfahrung zugrunde, dass sich Theorie und Praxis durch ihre Isolierung voneinander selbst blockieren. Er vermag aus der Sicht Benjamins diese Blockade deswegen zu überwinden, weil die Theorie hier jeweils nur auf die akuten Erfordernisse der Praxis antwortet und die Praxis umgekehrt aufgrund dieser Erfordernisse nach der Theorie verlangt. Diese Perspektive einer dialektischen Engführung von Theorie und Praxis schärft Benjamin auch den kritischen Blick dafür, wie sich bislang gültige Werte unter dem Druck der Realität in ihr Gegenteil verkehren. Gut Gedachtes erweist sich wegen seiner Abstraktheit als Ausflucht vor einer akuten Notlage, die Verwerfung dieses Guten als beherztes Eingreifen in dieser



Notlage. Dass es sich bei demjenigen, der angeblich nur das Beste für einen will, in Wahrheit um jemanden handelt, der einen nur dominieren möchte, offenbart sich, wie Benjamin drastisch formuliert, „unterm erleuchtenden Blitz des Hasses“. (ebd.)<sup>11</sup> Beim Hass verschwimmt die Grenze zwischen Gedanke und Tat. Nur in diesem blitzartigen Moment kann sich eine Wahrheit zeigen, die sonst durch die Macht des sozial Üblichen gnädig verhüllt wird. Indem man die Rede des Anderen, gerade auch die schöne Rede, als Vorenthaltung des eigentlich gebotenen Handelns durchschaut, wird der Andere für einen selbst zum Anderen schlechthin. Da dieser die eigene Existenz in Frage stellt, bleiben nur der Hass und der Wille zu seiner Vernichtung: „Was man vernichten will, das muß man nicht nur kennen, man muß es, um ganze Arbeit zu leisten, gefühlt haben.“ (GS III, 265)

Wenn Benjamin die Rede durch den Nachweis ihrer bloß hinhaltenden Funktion diskreditiert, so scheint er in das Fahrwasser eines pessimistischen Realismus zu geraten, wie er damals von Carl Schmitt, dem von Benjamin geschätzten Zeitgenossen, vertreten wird.<sup>12</sup> Radikale Ideologiekritik bedeutet hier, pure Radikalität mit Hilfe der Kritik zu entbinden. Es geht nicht um Provisorisches, Diskutables sondern Absolutes, Unbezweifelbares – wobei aber das Provisorische der Modus des Humanen wäre. So kritisiert Schmitt die parlamentarische, also diskursive Behandlung gesellschaftlicher Konflikte deswegen, weil sie auf einer systematischen Verkennung dieser Konflikte beruhe. Statt sich wirklich auf die Konflikte einzulassen, verwandele man sie in Diskussionsthemen. Der politisch institutionalisierten Diskussion wird unterstellt, durch eine verbale Veranstaltung von Veränderungswilligkeit fällige Entscheidungen zu suspendieren und

---

11 In der zwölften These seines späten Textes *Über den Begriff der Geschichte* (1940) macht Benjamin die Sozialdemokratie dafür verantwortlich, dass die Arbeiterklasse die Kraft für den Klassenkampf und den Hass eingebüßt habe: „Sie [die Sozialdemokratie] gefiel sich darin, der Arbeiterklasse die Erlöserin *künftiger* Generationen zuzuspielen. Sie durchschnitt ihr damit die Sehne der besten Kraft. Die Klasse verlernte in dieser Schule gleich sehr den Haß wie den Opferwillen. Denn beide nähren sich an dem Bild der geknechteten Vorfahren, nicht am Ideal der befreiten Enkel.“ (GS I, 2, 270)

12 Zum Angelpunkt von Schmitts Argumentation wird ein zivilisatorischer Nullpunkt, an dem alle kulturellen und moralischen Normen angesichts der existenziellen Notwendigkeit des Selbsterhalts verblassen. (Vgl. insbesondere: Carl Schmitt. *Der Begriff des Politischen*. Berlin: Duncker & Humblot, 2015, S. 26 und 46) Auch Benjamin kennt diesen Nullpunkt. Dieser wird erreicht, sobald ein trügerischer Normalzustand auf überhelle Weise implodiert und damit eine – allerdings kaum lebbare – Wahrheit zutage tritt. Michael Rumpf vermutet, dass Benjamin, sowieso gut vertraut mit Schmitts Gedankenwelt, auch Benjamins Schrift *Der Begriff des Politischen* kannte. Vgl. Michael Rumpf: *Radikale Theologie. Benjamins Beziehung zu Carl Schmitt*. In: Michael Rumpf. *Elite und Erlösung. Zu antidemokratischen Lektüren Walter Benjamins*. Cuxhaven, Darford: Junghans, 1997, S. 23. Vgl. grundlegend dazu: Susanne Heil. *„Gefährliche Beziehungen“: Walter Benjamin und Carl Schmitt*. Stuttgart: Metzler, 1996.



den gesellschaftlichen Status quo abzusichern.<sup>13</sup> Die gesellschaftlichen Konflikte unter solchen Bedingungen lösen zu wollen, bedeutete nur, sie zu verschleppen. Was Benjamin betrifft, liegt es nahe, hier an das marxistische Konzept des Klassenkampfes zu denken. Dieses kann als „materialistische“ Alternative zum primär diskursiven Umgang mit den gesellschaftlichen Konflikten verstanden werden. Da es bei diesen Konflikten um Lebensinteressen von Unterdrückten geht, können sie auch nicht auf diskursive Kontroversen reduziert werden. Sie im Rahmen der bestehenden Verhältnisse lösen zu wollen, wird deswegen verworfen, weil diese Verhältnisse gerade die Wurzel der Konflikte sind.

Im Fortgang von Benjamins Rezension zeigt sich jedoch, dass er diese Linie eines abgründigen Realismus nicht weiterverfolgt, sondern wieder in die Bahn der offiziellen politischen Kultur, also derjenigen der Weimarer Republik, zurückkehrt. Das politische Dynamit, auf das er gestoßen war, lässt er erst einmal beiseite. Zu Beginn seiner Rezension hatte er die politische Kultur der Republik als eine des „in jedem Sinne Gesetzten und Gemäßigten“ (GS III, 263) charakterisiert. So findet er sich anscheinend in diesem Geiste verständnisvoll damit ab, dass ein ‚bürgerlicher‘ Aufklärer wie Hegemann durch den „dialektischen Materialismus“ (GS III, 265) überfordert ist. Benjamin begnügt sich nun mit einem Einwand gegen Hegemanns Buch, der auf allgemeine Zustimmung stoßen dürfte: „Verneinende Geschichtserkenntnis ist ein Widersinn.“ (ebd.) Dass ein Moralist wie Hegemann mit der „Geschichtserkenntnis“ auf dem Kriegsfuß steht, klingt plausibel. So kann Benjamin das Buch trotz seiner methodologischen Schwächen als „ein Werk von dieser Fülle und Gediegenheit“ (ebd.) rühmen. Im Kontext der (im Grunde beklagenswerten) Verhältnisse jedenfalls ragt es heraus. Wie sehr Benjamin die Expertise des Stadtplaners Hegemann schätzt, zeigt auch sein Text *Die Mietskaserne*, der sich unter seinen *Rundfunkgeschichten für Kinder* befindet. (GS VII, 1, 117-124) Er beschränkt sich dort darauf, den Inhalt von Hegemanns Buch mit einfachen Worten, ohne jeden Anflug von Kritik, zu referieren.

Während sich die Zweifel an der „herrschenden Ordnung“ (GS III, 263) kurz vor dem Ende des Textes zuspitzen, rücken sie ganz am Ende – vielleicht auch aus taktischen Gründen – wieder in den Hintergrund. (Immerhin entschieden sich manche Herausgeber von Hegemanns Buch dafür, die Rezension Benjamins als Vorwort für das Buch zu verwenden.)<sup>14</sup>

13 Vgl. z. B. Susanne Heil, die eine Formulierung von Carl Schmitt aus seinem Buch *Politische Theologie* (zuerst 1922) aufgreift: „Schmitts Sympathie gilt der ‚reinen, nicht rasonnierenden [sic!] und nicht diskutierenden, also aus dem Nichts geschaffenen Entscheidung.“ (PT, 83) Ebd. (wie Nr. 12, S. 115).

14 Im *Benjamin-Handbuch* findet sich in der Rubrik „Literaturkritik“ eine prägnante Zusammenfassung der Überlegungen Benjamins zu Hegemanns Buch, die von Michael Opitz stammt. Dieser arbeitet zwar das Janusköpfige dieser Überlegungen, ihr Alternieren zwischen der Wertschätzung Hegemanns und der prinzipiellen, marxistisch inspirierten Kritik an ihm, heraus, kommt aber nicht auf die politischen Implikationen dieser Doppelbödigkeit zu sprechen. Interessant ist sein Hinweis auf die Rezension von Hegemanns Buch durch Benjamins Freund Franz Hessel. Statt wie Benjamin die Methode Hegemanns zu problematisieren, rechtfertigt er den



So sehr sich Benjamin hier der kommunikativen Kultur der Weimarer Republik anpasst, so wenig laufen die von ihm entwickelten Gedanken auf eine Rechtfertigung dieser Republik hinaus. Nicht seinem Gebaren nach, wohl aber seinen Gedanken nach ist er ganz woanders. Als gedankenreicher Kritiker, nicht aber als kommunistischer Agitator tritt er auf. Ihm ist aber das Doppelbödige und Waghalsige seiner Position innerhalb des „bürgerlichen“ Literaturbetriebes durchaus bewusst. Nachdem er in seinem *Moskauer Tagebuch* vom 9.1.1927 das Für und Wider eines möglichen Eintritts in die KPD recht umständlich erörtert hatte, charakterisierte er diese Position, nicht ohne Selbstzweifel, mit den folgenden lakonischen Worten: „Ob mein illegales Incognito unter den bürgerlichen Autoren einen Sinn hat.“ (GS VI, 359)

Die gesellschaftlichen Antagonismen innerhalb der Republik in einem schockartigen Moment vergegenwärtigend, stellt er implizit auch „das demokratische Credo [...] des Gesetzten und Gemäßigten“ (ebd.) auf den Prüfstand. Man könnte meinen, dass der Wert der Weimarer Republik für ihn vor allem darin besteht, die Fragwürdigkeit einer ‚bürgerlichen‘, kapitalistisch geprägten Demokratie auf exemplarische und damit politisch herausfordernde Weise zu demonstrieren.

Indem Benjamin also die Schranken von Hegemanns Methode zur Lösung der akuten Wohnungsprobleme in Berlin herausarbeitet, rückt er zugleich die Schranken der Weimarer Republik zur Lösung der ihr innewohnenden gesellschaftlichen Konflikte ins Licht. Subversiv sind seine Gedankengänge insofern, als er die „herrschende Ordnung“ (ebd.) der Weimarer Republik nicht frontal angreift, sondern im äußerlichen Einklang mit ihr deren mangelnde Fundiertheit hervorkehrt. Wenn er vom „demokratischen Credo“ (ebd.) spricht, so eigentlich nur, um Zweifel an diesem Credo zu schüren. So wird seine Auseinandersetzung mit einem markanten Buch der Weimarer Republik auf eine diskrete Weise revolutionär oder insofern subversiv. Eingesehen hat er nicht, dass man das unvollkommene Gute wie die Weimarer Republik verteidigen sollte, statt es wegen seiner Unvollkommenheit zu bekämpfen.